



# BLICK IN DIE GESCHICHTE

Karlsruher stadthistorische Beiträge

Nr. 110 · 18. März 2016

Aus den Krankenakten von Karlsruher Euthanasieopfern

## Den Ermordeten Geschichte und Würde zurückgeben

von Andrea Sauermost und Mathias Tröndle

Auf dem Hauptfriedhof erinnern neben dem „Tor des Schmerzes“ und einem Mahnmal jetzt auch eine Infotafel an das Schicksal der Euthanasieopfer. Und vier der für Opfer des Nationalsozialismus vor deren letztem Wohnsitz verlegten Stolpersteine bringen seit einigen Jahren Namen und Schicksalsdaten von zwischen 1939 und 1945 ermordeten Karlsruherinnen und Karlsruhern mit geistiger Behinderung oder psychischer Erkrankung zurück ins Gedächtnis der Stadt. Auf Initiative des Fördervereins Stadtgeschichte mit der Karlsruher Lebenshilfe, der Evangelischen und Katholischen Kirche sowie des Vereins „Gegen Vergessen – für Demokratie“ erweitert der Künstler Gunter Demnig am 18. März sein dezentrales Flächendenkmal in Karlsruhe um 15 Stolpersteine. Die gelten allesamt aus Karlsruhe stammenden Opfern der Euthanasie.

### „Entlassen“ war das Todesurteil

Recherchen in Krankenakten von psychiatrischen Anstalten im Bundesarchiv in Berlin und in Polizeiakten im Karlsruher Stadtarchiv brachten ein wenig Licht in das bisher verschwiegene Schicksal dieser Opfer. Etwa in das von Bertha Fritz, die vor ihrer Einweisung in die Kreispflegeanstalt Hub im Mai 1938 in der Schützenstraße 37 gemeldet war. „Idiotie bei rachitischem Zwergwuchs“ lautete die Diagnose im damaligen Jargon der Psychiatrie. Die bei ihrer Aufnahme in die Hub nur 113 Zentimeter große und 30 Kilogramm schwere, 29-jährige Frau sei stark verkrüppelt, wisse sich aber „verständlich zu machen“ und habe „einen zutraulichen und gutmütigen Charakter“. Als Grund für die Unterbringung geben die Akten an, „Bertele“ könne sich nicht selbst ernähren und sei bei ihrem Vater, einem „vertrottelten Alkoholiker“, in Gefahr. Ihren Unterhalt bettelte sich Bertha in Markthallen und Wirtshäusern zusammen. Sie blieb zwei Jahre lang in der Hub. Ih-

re Krankenakte schließt am 19. Juni 1940 mit einem lapidaren „Entlassen“. Dieser Vermerk war das Todesurteil. Sie wurde wenig später in Grafeneck vergast.

Wie Sophie Hahn, die am 17. Juni 1940 in der Tötungsanstalt Grafeneck umgebracht wurde. Akten des Karlsruher Polizeipräsidiums berichten, dass die in der Humboldtstraße 28 lebende Kontoristin den Straßenverkehr „aufgrund von Falschfahren und Angaben falscher Personalien“ gefährdet habe. Sophie Hahn litt unter Verfolgungswahn, war mehrfach in der Badischen Heil- und Pflegeanstalt Illenau und wurde 1932 entmündigt. 1935 wurde sie nach dem Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses zwangssterilisiert, 1936 wieder in die Illenau eingewiesen und 1938 in die Heil- und Pflegeanstalt Konstanz verlegt. Am 17. Juni 1940 wurde Sophie Hahn ebenfalls in Grafeneck ermordet.

Hannelore Helmle wurde nur zwölf Jahre alt. Sie war eine Frühgeburt, entwickelte sich zögerlich, litt an Krämpfen, Lungenentzündung und Gelbsucht. Eine Schule besuchte sie wegen „Bildungsunfähigkeit“ nie. Am 20. August 1938 wurde sie als Zehnjährige vom Elternhaus im Ruppurrer Ligusterweg 1 in die Erziehungs- und Pflegeanstalt Mosbach gebracht. Die Krankenakten sprechen von „unheilbarer Idiotie“, „motorischer Dauerunruhe“ und „chronischem Zerstörungstrieb“. Am 17. September 1940 wurde sie nach Grafeneck deportiert.

### Jeder Achte mit Euthanasieopfer verwandt

Das Schicksal dieser drei Ermordeten steht für das von über 450 Karlsruherinnen und Karlsruhern, die wegen ihrer Behinderung oder psychischen Erkrankung zwischen 1939 und 1945 von den Nationalsozialisten umgebracht wurden. In der NS-Ideologie waren Menschen mit geistiger Behinderung oder psychischer Erkrankung „Ballastexistenzen“, lagen der Volkswirtschaft unnötig auf der Tasche, mussten weg. Allein bei der Aktion „T4“ töteten die Nationalsozialisten von 1940 bis 1941 mehr als 70 000 Patienten aus Heil- und Pflegeanstalten im gesamten Deutschen Reich durch Gas. Zu den sechs Tötungsanstalten gehörte Grafeneck auf der Schwäbischen Alb. Dort fanden 10 650 Menschen ihren grausamen Tod. Diese Opfer des Nationalsozialismus stammten allesamt aus der Mitte der Gesellschaft – den deutschen Familien – und sind dennoch bis heute weitgehend



1821 – 1910

Foto: Stadtarchiv

## Pauline Viardot-García

Sie gehört zweifellos zu den bedeutendsten Musikerinnen des 19. Jahrhunderts, auch wenn ihr Name heute weitgehend in Vergessenheit geraten ist. 1821 in Paris als Tochter des spanischen Tenors Manuel García geboren, erhielt sie schon früh eine umfassende musikalische Ausbildung, welche die Grundlage für ihr vielfältiges späteres Wirken als Pianistin, Sängerin, Komponistin, Gesangspädagogin und Herausgeberin Alter Musik bildete. Nach dem Tod ihrer Schwester, der legendären Opernsängerin Maria Malibran, gab sie auf familiären Druck ihre vielversprechende Zukunft als Pianistin auf, um in die schwesterlichen Fußstapfen zu treten. Ihr unverwechselbarer Mezzosopran und ihre mitreißende Darbietung ließen sie aber schon bald aus deren Schatten treten. 1839 – 1863 feierte Viardot-García an den renommiertesten Opernhäusern Europas überwältigende Erfolge.

Nach dem Bühnenabschied übersiedelte sie von Paris nach Baden-Baden, wo sie in ihrer Villa am Fremersberg vor einem erlesenen Publikum auftrat, darunter auch das badische Großherzogspaar. Da das Karlsruher Hoftheater seit den 1850er Jahren zu den führenden deutschen Bühnen zählte, lag es nahe, die berühmte Solistin für Gastspiele zu engagieren. So war sie 1864 und 1865 unter Leitung von Josef Strauß und Hermann Levi in fünf einstigen Paraderollen zu sehen: Als „Orpheus“ in der gleichnamigen Oper von Christoph Willibald Gluck, als „Norma“ in der gleichbetitelten Oper von Vincenzo Bellini, in der tragischen Mutterfigur „Fides“ in Giacomo Meyerbeers Oper „Der Prophet“, als „Desdemona“ in Gioacchino Rossinis „Otello“ sowie zuletzt als „Rosina“ in Rossinis „Der Barbier von Sevilla“. Ihre ergreifenden Darstellungen vor voll besetztem Haus wurden von Publikum und Presse begeistert aufgenommen, auch wenn man sich darin einig war, dass ihre Stimme etwas an Brillanz eingebüßt habe.

In den nächsten Jahren konzentrierte sich Viardot-García auf ihre Tätigkeit als Gesangspädagogin. Von ihren Schülerinnen vermittelte sie Désirée Artôt, Aglaja Orgeni und Magdalene Murjahn an die Karlsruher Bühne. Als ihre Tochter Claudie mit dem Gedanken spielte, Malerin zu werden, bezog sie mit den Kindern von Anfang November 1868 bis Ende März 1869 eine Wohnung in Karlsruhe, im Gebäude der heutigen Kaiserstraße 247. Die Maler Hans Gude, Carl Friedrich Lessing und Wilhelm Riefstahl, der Musikschriftsteller Richard Pohl und der Kunsthistoriker Alfred Woltmann waren nur einige ihrer hiesigen Gäste.

Viardot-Garcías Beziehung zu Karlsruhe nahm im Januar 1870 ein unrühmliches Ende. Ihre auf Wunsch des Großherzogspaares aufgeführte Märchenoperette „Der letzte Zauberer“, in der sie beim Debüt den Prinzen Lelio spielte, wurde von der Presse böswillig verrissen. Aufgrund des deutsch-französischen Krieges verließ sie 1870 Baden-Baden und kehrte bis zu ihrem Tod 1910 nicht mehr nach Deutschland zurück. Katja Förster



Dem Vergessen entreißen: Auf dem Ehrenfeld B2 des Hauptfriedhofs informiert jetzt eine Tafel über das Schicksal der Euthanasieopfer. Foto: Fränkle

Fortsetzung Seite 2

vergessen oder verschwiegen. Nach dem Zeithistoriker und Publizisten Götz Aly ist jeder achte Erwachsene in Deutschland in direkter Linie mit einem Menschen verwandt, der der Euthanasie zum Opfer fiel. Doch dessen Geschichte laste in der Familie, so Aly, als „ein mit Scham besetztes Geheimnis, über das man besser nicht spricht“.

Den Boden für die Ermordung „lebensunwerten Lebens“, bereiteten rassenhygienische Diskussionen, die bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Europa geführt wurden und mit liberal-sozialistischen Überlegungen zu selbstbestimmtem Sterben in den 1920er Jahren angereichert wurden. Federführend waren hier damalige Reformpsychiatern, die der Überzeugung waren, dass man, um sich angemessen den heilbaren Kranken widmen zu können, die Unheilbaren beseitigen müsse. Hitler selbst leitete bei der Planung der Euthanasiemorde weniger erbhygienische als wirtschaftliche Gründe.

### Scham und wirtschaftliche Not

Eine wichtige Frage auf dem Erhebungsbogen, den die Nationalsozialisten 1939 an Anstalten und Kliniken zur Erfassung der zu Tötenden sandten, betraf den Kontakt der Kranken und Behinderten zu ihren Angehörigen. Die Nationalsozialisten wollten wissen, wie oft und von wem die Betroffenen Besuch erhielten. Je enger der Kontakt zur Familie, umso unwahrscheinlicher war es, dass diese Patienten Opfer der Gaskammer wurden. Denn bei der Aktion „T4“ – benannt nach der in

der Tiergartenstraße 4 in Berlin untergebrachten Bürozentrale für die Leitung der Ermordung behinderter Menschen im Deutschen Reich – galt es, Verdacht oder gar Widerstand aus den Familien der Opfer erst gar nicht aufkommen zu lassen. Dies gelang in den meisten Fällen. Ein Grund dafür war, dass die Opfer ausschließlich aus Heil- und Pflegeanstalten in die Gaskammern deportiert wurden. Die wenigen, die in ihren Familien lebten, blieben verschont. Von den Anstaltsinsassen, die Opfer der Euthanasie wurden, hatten laut Aly nur 19 Prozent Kontakt zu ihrer Familie. Entscheidend für das Ausbleiben von Protest aber war letztlich die Lebenssituation in den Familien selbst: Ein behindertes Kind war nicht nur mit Scham, sondern auch mit wirtschaftlichen Einbußen verknüpft: Eine „erbkrankte“ Familie erhielt vom Staat keinerlei Hilfen, Kindergeld wurde gestrichen. Bereits 1920 gaben 73 Prozent der Eltern bei einer Befragung durch die sächsische Landespflegeanstalt an, in die „schmerzlose Abkürzung des Lebens ihre Kinder“ einzuwilligen.

Dieses in der Gesellschaft verbreitete Gedankengut nutzten die Nationalsozialisten im Rahmen der Aktion T4 für ihre diabolische Maschine. Nach Erfassung der „unheilbar Kranken“ wurden diese systematisch aus den Kliniken in Tötungsanstalten wie Grafeneck deportiert. In grauen Bussen kamen dort täglich Dutzende Kinder, Frauen und Männer mit Behinderung an, wurden noch am selben Tag vergast. Die Angehörigen erhielten später die Urne mit der Asche der Ermordeten und ein Anschreiben über die ange-

liche Todesursache, die von Lungenentzündung bis Tuberkulose reichte. Nur 500 bis 600 Deportierte wurden kurz vor der Gaskammer vor ihrem gewaltsamen Tod bewahrt, weil misstrauisch gewordene Angehörige nach ihnen gefragt hatten.

### Schicksale in Familien aufarbeiten

Im Sommer 1941 stoppte die Aktion T4 auf einen Schlag. Aus zwei Gründen: Zum einen hatte der Münsteraner Bischof Clemens August Graf von Galen in Predigten die Gläubigen mit dem durchgesickerten Grauen konfrontiert. Zum anderen hatten die Nationalsozialisten den Testlauf für den Massenmord durch Gas abgeschlossen, der später in den Vernichtungslagern im Osten Millionen Menschen das Leben kostete. Die Ermordung chronisch Kranker und Behinderter ging jetzt in den Anstalten weiter. Bis 1945 starben 130 000 Insassen an Hunger, Unterkühlung oder Übermedikamentierung.

Erst Jahrzehnte später begann in Deutschland die Aufarbeitung der Gräueltaten. Gedenkstätten entstanden an den Orten der Tötungsanstalten, 2014 wurde das Denkmal für die Euthanasieopfer an der Berliner Tiergartenstraße 4 eröffnet. Auf Friedhöfen erinnern Mahnmale an die Opfer, Stolpersteine in den Straßen der Städte. Damit und vor allem mit der Aufarbeitung der Schicksale in den Familien kann es gelingen, diesen Menschen ihre Geschichte, ihre Würde zurückzugeben, sie wieder auf ihren angestammten Platz in der Mitte der Gesellschaft zu holen.

## Kunstdebatten der zwanziger Jahre

# Der Kunstfreund Ludwig Marum von Monika Pohl

In Karlsruhe kennt man Ludwig Marum vor allem als Gegner und frühes Opfer des Nationalsozialismus, der im nordbadischen KZ Kislau bereits im März 1934 zu Tode kam. Bekannt ist auch sein politisches Engagement als prominenter Sozialdemokrat in den Jahren der Weimarer Republik, als er sich als führender Parlamentarier für den Ausbau der sozialen Demokratie einsetzte und sich als assimilierter Jude gegen Antisemitismus und für Toleranz aussprach. Kaum gesehen wird jedoch die bürgerliche Seite des Arbeiterführers, der über umfassende Bildung verfügte und sich in die zeitgenössischen Diskurse um das Wesen moderner Kunst und ein fortschrittliches Museumswesen einschaltete. Dies tat er sowohl auf der politischen Bühne als auch als Privatmann, der gerne in Künstlerkreisen verkehrte.

### Kulturpolitik in der Republik

Ein erstes Beispiel für den Einfluss Marums auf kunstpolitische Neuerungen in Baden stellt der Umbau der Karlsruher Kunstinstitutionen zu Beginn der Weimarer Republik dar. Die neue republikanische Regierung, in der Marum als Staatsrat wirkte, entschloss sich im Jahre 1920 die Kunstgewerbeschule und die 1854 von Großherzog Friedrich I. gegründet Kunstakademie zur „Badischen Landeskunstschule“ zusammenzulegen. Damit überwand man die bisherige Trennung zwischen den freien und angewandten Künsten. Man griff auf die reformerischen Ideen, wie sie von Walter Gropius im Weimarer Bauhaus entwickelt worden waren, zurück und setzte sich damit im deutschen Südwesten an die Spitze eines modernen künstlerischen Ausbildungswesens. Die hiermit verbundenen Einsparmöglichkeiten in der Zusammenlegung des Verwaltungsapparats und der verschlankten Organisation des Lehrbetriebes entsprachen dem engen finanzpolitischen Rahmen der neuen Regierung, die angesichts der krisenhaften Nachkriegssituation im Grenzland Baden verantwortungsvoll mit ihren finanziellen Mitteln umgehen musste. Die Badische Landeskunstschule erwarb sich in den zwanziger Jahren einen exzellenten Ruf, von ihr gingen innovative Impulse im Bereich der Malerei, Grafik, Architektur und des Möbeldesigns aus. Ludwig Marum stand im freundschaftlichen Kontakt mit prominenten Professoren der Akademie, erwähnt seien hier der Maler Albert Hauelsen, der Grafiker Gustav Wolf und der Innenarchitekt Fritz Spannagel.



Der Maler Leo Kahn (2. v. l.) und Ludwig Marum (oben 3. v. r.) auf einem Ball im Künstlerhaus 1922. Foto: Stadtarchiv

### Der Expressionismusstreit in Karlsruhe

Auch im badischen Landtag nutzte Marum seinen Einfluss zur Verteidigung moderner Kunstbestrebungen, als sich der zeitgenössische Expressionismus heftiger Angriffe erwehren musste. In Karlsruhe, wo bis Anfang der zwanziger Jahre ein konservativer Kunstgeschmack dominierte, entzündete sich ein Streit über die Qualität expressionistischer Kunst. Anlass für diese Debatte bot die Bildung einer jungen Künstlervereinigung, der Gruppe „Rih“, deren bekannteste Vertreter Rudolf Schlichter und Wladimir Zabolotin waren. Ihre Werke widmeten sich gesellschaftskritischen Themen und verwendeten eine moderne Formensprache. Sie waren bewusst auf Provokation des Karlsruher Publikums angelegt, was Schlichter mit den Worten bekundete, er wolle „den Philistern das Genießen unmöglich machen“. Die Karlsruher Galerie Moos zeigte im Jahr 1919 die Arbeiten der jungen Künstler, der prominente Kunsthistoriker Wilhelm Fraenger aus Heidelberg hielt begleitende Vorträge, in denen er um Verständnis für die neue Kunst des Expressionismus warb. Die Ausstellung fand ein widersprüchliches Echo, wobei die Kontrahenten mit scharfem Geschütz schossen. Die Verächter der Avantgarde, die angeführt wurden von den Malern August Gebhard und Adolf Bühler sowie dem Kunstkritiker Adam Röder, erhoben den Vorwurf des Dilettantismus, stellten die neueste Kunstrichtung in eine Reihe

mit den malerischen Versuchen von Kindern und Geisteskranken.

Gegen diese Diffamierung formierte sich Widerstand in den Reihen der politisch und künstlerisch aufgeschlossenen Kreise in der badischen Landeshauptstadt, zu denen auch Marum gehörte. Im Badischen Landtag verteidigte er am 24. Juni 1920 die Expressionisten gegenüber ihren Gegnern aus der politischen Rechten mit den Worten: „Ich glaube, wir sollten auch gegenüber diesen ganz modernen Kunstbestrebungen etwas Ehrfurcht haben, denn wir wissen nicht, ob nicht das, was uns heute bizarr, verzerrt erscheint, morgen Allgemeingut in der Auffassung der Gebildeten ist.“ Auf den spießigen, von Prüderie gekennzeichneten Vorwurf, moderne Kunst beinhalte zu viele Nacktdarstellungen, entgegnete Marum: „Gerade die moderne Kunst zeichnet sich ja dadurch aus, dass sie von dem Körperlichen abstrahiert und lediglich auf das Geistige, die Durchdringung des Körpers mit dem Geistigen abhebt. Das ist gerade der Begriff des Expressionismus!“ Hier bewies Marum, der sich oft mit Rudolf Schlichter zum geselligen Zusammensein und Gedankenaustausch traf, genaue Kenntnis der theoretischen Grundlagen des Expressionismus.

### Die Kontroverse um die Badische Kunsthalle

Ein weiteres Mal mischte sich Marum in eine aktuelle Kunstdebatte ein, als es um Neuerungen in der Badischen Kunsthalle ging. Dort hatte 1920 ein junger dynamischer Direktor, Willy Storck, sein neues Amt angetreten und leitete eine Wende im Museumswesen ein, indem er eine Neuordnung der Sammlung und eine moderne Präsentation der Kunstwerke veranlasste. Als Reformator ging es ihm darum, das Kunstmuseum allen Schichten der Bevölkerung zu öffnen, die Sammlung auf die badische Kunstentwicklung zu konzentrieren und eine Präsentation der Werke zu arrangieren, in der neue Möglichkeiten der Raumgestaltung, der Belichtung und Hängung genutzt wurden. Anstelle der Überfülle der wahllos präsentierten Kunstwerke trat nun eine sparsame, thematisch orientierte Auswahl, die in betrachterfreundlicher Höhe eine Werkschau auf künstlerisch hochwertigem Niveau bot. Storck betrieb zur Neuordnung der Sammlung eine aktive Ankaufpolitik, wobei er gleichzeitig Stücke veräußerte, die nichts beitrugen zum Verständnis der künstlerischen Entwicklung am Oberrhein. Gegen die Neuerungen Storcks erhob sich seitens der Anti-

modernen ein Sturm der Entrüstung. In der Auseinandersetzung profilierten sich erneut die schon aus der Expressionismusdebatte bekannten Wortführer, die nun mit polemischen Attacken die Arbeit Storcks belasteten. Zu dem Vorwurf, Storck drücke den Rang der Kunsthalle auf den Status eines Bezirksmuseums herab, gesellte sich der Versuch der Kriminalisierung des Museumsleiters, indem man ihm eine rechtswidrige Ankaufspolitik ohne die nötige Zustimmung des Landtags vorwarf. Am 2. August 1921 debattierte das badische Parlament über dieses Thema. Es zeigte sich, dass die republiktreuen Parteien der Weimarer Koalition vorbehaltlos an der Seite Storcks standen, während die Deutschnationalen die rückwärtsgewandten Traditionalisten der Karlsruher Kunstszene unterstützten. Marum, der mit Storck eng befreundet war, unterstützte den Museumsleiter und betonte, dass in der Kunsthalle eine hochrangige Sammlung präsentiert werde, die keineswegs dem Niveau eines Bezirksmuseums entspreche. Er führte aus: „Wenn wir die Erwerbungen betrachten, die die Kunsthalle gemacht hat, müssen wir die Auffassung gewinnen, dass sie eine ganz außerordentliche Bereicherung des

Kunstbesitzes des badischen Landes darstellen. Und zwar schließe ich da gar keinen Teil der Kunstschatze, die erworben worden sind, aus. Ich nenne da insbesondere die Bilder aus dem Gebiet der religiösen Malerei aus der Zeit des 15. Jahrhunderts. Ich nenne aber auch die Bilder ganz moderner Künstler, einerlei wie man sich zu ihrer sogenannten Richtung stellt, die notwendig sind, um einen Überblick über das Kunstschaffen zu gewinnen, einerlei, ob man übereinstimmt mit der Kunstrichtung des Expressionismus oder Impressionismus oder sie ablehnt. Es ist notwendig, dass sie in einer Landeskunsthalle gezeigt werden.“

Mit diesem Redebeitrag bestätigte Marum seinen Ruf als Kämpfer, der sich ebenso wie auf dem Gebiet der Politik auch in der Kunst für Fortschritt, Innovation und Toleranz einsetzte. Storck erkrankte nach wenigen Jahren in Karlsruhe an Tuberkulose, an der er 1927 starb. Seine Arbeit wurde in seinem Sinne von seiner Nachfolgerin Lilli Fischel fortgesetzt. Marum blieb interessierter Besucher der Kunsthalle und verkehrte häufig im Künstlerhaus im Palais Berckholtz nahe dem Karlstor, wo sich die lokalen Eliten aus Kunst, Politik und Wirtschaft trafen und die Bereitschaft

zeigten, Menschen jüdischer Herkunft vorbehaltlos zu integrieren. Marum betätigte sich als Mäzen des jungen Künstlers Leo Kahn und als Sammler, der gerne Werke Karlsruher Künstler kaufte.

### Gleichschaltung und Terror

Mit dem Jahre 1933 endete der Aufbruch in Kunst und Politik in die Moderne. Die Nationalsozialisten betrieben eine Kunstpolitik, die auch die Sammlung der Badischen Kunsthalle einer strikten Säuberung von Werken moderner Kunst unterwarf, sie stellten den Gegner der Avantgarde Adolf Bühler an die Spitze von Landeskunstschule und Kunsthalle, sie veranlassten die Absetzung der demokratisch legitimierten Regierung in Baden und verübten an Marum einen politischen Mord.

Um das Niveau an Fortschrittlichkeit, Offenheit und Toleranz, das in den Weimarer Jahren in Kunst und Politik geherrscht hatte, nach 1945 wieder zu erreichen, bedurfte es großer Anstrengungen, ehe eine demokratische politische Kultur aufgebaut war, in der Karlsruhe wieder den Namen einer weltoffenen Kunststadt tragen durfte.

## Wissenschaftsorganisator, akademischer Lehrer und Berater

# Der Karlsruher Chemiker Karl Weltzien von Klaus Nippert

Der Chemiker Karl Weltzien (1813–1870) ist einer der großen Unbekannten in der Geschichte der Stadt Karlsruhe und der Polytechnischen Schule, aus der 2009 das KIT hervorging. Die Gründe liegen in der Art seines Wirkens: Weltzien war in erster Linie Wissenschaftsorganisator, akademischer Lehrer und Berater. Seine wissenschaftliche Arbeit bestand in vielen kleinen Beiträgen zu Forschungsthemen seiner Zeit sowie in Übersichtswerken. Der wissenschaftliche Fortschritt ließ diese Arbeiten hinter sich wie auch einige grundlegende Leistungen Weltziens, von denen im Folgenden zu sprechen ist.

### Jugend in Karlsruhe und Studium

Weltzien kam 1823 im Alter von zehn Jahren nach Karlsruhe. Seine Eltern hatten zuvor in Sankt Petersburg gewohnt, der Vater als Kaufmann beträchtliches Vermögen erworben. Wie Weltzien in seinem Lebenslauf vermerkt, veranlasste die Suche nach einem milderen Klima den Wechsel des Wohnortes. Dass die Wahl auf Karlsruhe fiel, hatte damit zu tun, dass die Weltziens hier auf Angehörige im Baltikum beheimateter Familien trafen. Überdies bestand mit dem von Weinbrenner in der heutigen Kaiserstraße an der Kreuzung mit der Ritterstraße erbauten „Museum“ ein Lokal für Begegnungen in kultivierter Atmosphäre. Weltzien hebt die Bedeutung dieser

Stätte für die Ansiedlung der Familie in seiner autobiografischen Skizze hervor, auch erscheint das Museum immer wieder in seinen Tagebüchern als Ort von Geselligkeit.

Nach dem Besuch des Lyzeums und Privatunterrichts studierte Weltzien in Heidelberg und Göttingen Medizin und schloss diese Ausbildung 1835 mit der Promotion ab. Im Jahr darauf heiratete er die aus Riga stammende und mittlerweile in Karlsruhe ansässige Anna Leontine Luise König. Was genau ihn bewegte, sich nun auf die Chemie zu verlegen, ist nicht mehr festzustellen. Weltzien widmete sich dem Fach im Privatstudium und unternahm Reisen an Universitäten. Von besonderer Bedeutung war sein Aufenthalt bei dem Berliner Chemiker Eilhard Mitscherlich im Sommer 1840. Nach diesen Stationen hielt Weltzien bei der badischen Regierung um die Zulassung als Dozent an der Polytechnischen Schule und am Karlsruher Lyzeum an, die ihm 1841 nach einem Probevortrag erteilt wurde. Auch wenn Weltzien damit Privatdozent wurde, war dieser Vorgang keine regelrechte Habilitation. Die Lehrerlaubnis erfolgte direkt durch das Ministerium, nicht durch die Polytechnische Schule.

### Professor am Karlsruher Polytechnikum

Ab 1842 durfte Weltzien den Professorentitel führen, wirkte er doch weiter als Privatdozent oh-

ne reguläre Besoldung. Wahrscheinlich erzielte er Einnahmen mit Geldern, die von seinen Hörern zu entrichten waren. Für den Lebensunterhalt reichte dies bei weitem nicht aus. Wie andere Privatdozenten hatte Weltzien den Weg zu einer besoldeten Professur vor allem aus eigenen Mitteln zu bewältigen. In seinem Fall war diese Strecke besonders lang und unklar, denn die Lehrstelle für Chemie an der Polytechnischen Schule wurde von dem 1799 geborenen Bergrat und Professor Friedrich August Walchner versehen, der zur Gründungsmannschaft der Anstalt gehörte. Walchner betrieb die Chemie vor allem im Hinblick auf deren industrielle Nutzung, insbesondere im Hüttenwesen, und pflegte geologische wie mineralogische Interessen. Weltzien war zunächst auf eine Nebenrolle beschränkt. In den Veranstaltungsverzeichnissen der Polytechnischen Schule erscheint er besonders mit Beiträgen zur Agrikulturchemie, die vor allem für die Besucher der als Abteilung des Polytechnikums bestehenden Forstschule eine Rolle spielte. Die damit einhergehende Schwerpunktsetzung bei der im Aufschwung befindlichen organischen Chemie erwies sich als die Spur, auf der Weltzien den Konkurrenten Walchner überholen konnte. Bis 1850 hatte er sich bei den Schülern und der Direktion der Polytechnischen Schule einen solchen Stand erarbeitet, dass man Verhandlungen über seine Berufung auf eine Professur begann. Weltzien stellte die Bedingung, dass ihm ein „passender Wirkungskreis“ eingeräumt würde. Was er darunter verstand, legte er in einem Plan für den Bau eines chemischen Instituts dar. Auf dieser Grundlage erfolgte im Herbst 1850/51 die Anstellung als Professor der Chemie. Walchner, der gegenüber den Plänen für den Institutsbau Reserve gezeigt hatte und nur noch eine Minderzahl von Schülern an sich zog, wurde durch Beschluss des Staatsministeriums seiner chemischen Lehraufgaben entoben und auf Geologie und Mineralogie beschränkt. Anfang 1851 übertrug man Weltzien auch die zuvor von Walchner innegehabte Leitung der seit 1847 am Polytechnikum eingerichteten Chemisch-technischen Schule.

### Wissenschaftliche Arbeiten und der Chemikerkongress von 1860 in Karlsruhe

Mit dem bis 1851 nicht nur aus staatlichen Mitteln, sondern auch mit einem Zuschuss der Stadt neu gebauten Institut avancierte die Chemie in Karlsruhe zu einer renommierten Adresse dieser aufstrebenden Disziplin. Der mit verschiedenen Laboren und einem für Versuche eingerichteten Hörsaal ausgestattete Bau wurde als Muster für nachfolgend geplante Institutsgebäude Ziel in- und ausländischer Besucher. Das an der Nordseite des heutigen Ehrenhofs hinter dem Gebäude Kai-



Das Wohnhaus Karl Weltziens in der Karlstraße, heute als Weltzien-Haus bekannt, wurde 1822–1823 wahrscheinlich nach Plänen von Friedrich Weinbrenner erbaut. Foto: Stadtarchiv

Fortsetzung Seite 4

serstraße 12 errichtete Institut fiel dem Fortschritt zum Opfer: Anfang des 20. Jahrhunderts musste es einem Nachfolgebau weichen. Mit seinem Institut konnte Weltzien nicht nur die Lehre verbessern. Die hier eingerichteten Labore ermöglichten die Teilnahme am Forschungsbetrieb, wie er sich an den Universitäten entwickelte. Diese Kontaktzone zur universitären Forschung kannten andere Fächer des Polytechnikums erst in Ansätzen. Überhaupt war die Etablierung der Einheit von Forschung und Lehre eine Pioniertat an der vorrangig zur Vermittlung des bestehenden Wissens eingerichteten Polytechnischen Schule. Bildlich gesprochen installierte Weltzien am Polytechnikum mit der Forschung einen Auftriebskörper in Richtung Universität.

Vor diesem Hintergrund ist verständlich, weshalb Karlsruhe 1860 der Tagungsort des ersten internationalen Chemikerkongresses sein konnte. Die Zusammenkunft diente der Vereinheitlichung der chemischen Begriffe und der Nomenklatur. Auch wenn sie keine greifbaren Ergebnisse hatte, ergab sich in der Folge eine Verständigung, die zur Aufstellung des Periodensystems der Elemente durch die Teilnehmer Dmitri Mendelejew und Lothar Meyer führte. Zusammen mit seinen auswärtigen Kollegen Friedrich August Kekulé, damals an der Universität Gent, und Adolphe Wurtz aus Paris trat Weltzien als Organisator und Gastgeber des Kongresses auf. Diese Rolle war ihm durch seine vielfältigen Kontakte zu Wissenschaftlern in ganz Europa möglich. Besonders eng waren die Verbindungen nach Heidelberg: Von der Freundschaft mit Robert Bunsen zeugt ein ausgedehnter Briefwechsel, und auch mit Robert Kirchhoff gab es einen regen Austausch.

Auch sonst war Weltzien durchaus gesellig. Sein repräsentatives, als „Palais Weltzien“ bezeichnetes Stadthaus in der Karlstraße 47 an der Kreuzung von Karlstraße und Waldstraße bot hierzu Gelegenheit. Unter anderem war Weltzien befreundet mit dem Liberalen Karl Mathy, dem Historienmaler



Karl Weltzien (1813–1870). Foto: Stadtarchiv

Feodor Dietz und dem Maler und Grafiker Adolf Schroedter.

Weltzien arbeitete über Ammoniumverbindungen, Zersetzungsprodukte des Harnstoffs und Oxidationsstufen des Stickstoffs sowie zur Chemie des Schießpulvers. Daneben pflegte er einen, durch den Aufbau einer Sammlung dokumentierten Interessenschwerpunkt bei der Mineralogie. Weltzien publizierte eine Beschreibung seines Instituts (1853), einen „Grundriss der theoretischen Chemie, insbesondere für Artillerie- und Ingenieur-Officiere“ (1854), Übersichtswerke der

organischen Verbindungen, der Silikate und der anorganischen Verbindungen (1860, 1864, 1867) sowie Artikel in den Annalen der Chemie. Seine 1866 publizierte Arbeit „Die Brunnenwasser der Stadt Karlsruhe“ galt der Neuanlage der städtischen Wasserversorgung, wobei er am Beispiel der Polytechnischen Schule auf den Zusammenhang zwischen der Nitratbelastung von Quellen und ihrer Nähe zu Abortanlagen hinwies. Damit gab Weltzien dem für die Stadtentwicklung grundlegenden Vorhaben eine wichtige Leitlinie und löste wohl Erwartungen ein, die sich an die Mitfinanzierung seines Instituts durch die Stadt geknüpft hatten.

Gegen Ende seines Wirkens setzte Weltzien noch einmal an jenem Punkt in der Organisationsgestalt der Polytechnischen Schule an, den er bei seinem Eintritt hatte passieren müssen. In der Sorge um die Zukunft seines Schülers Karl Birnbaum wandte er sich 1867 an das badische Innenministerium und legte dar, dass die Polytechnische Schule keine Aussicht auf fähige Kräfte mehr habe, wenn diesen nicht ebenso wie an den Universitäten Aussicht auf Habilitation und außerordentliche Professur geboten würde. Die zeitliche Nähe zu der Verleihung des Habilitationsrechts an die Polytechnische Schule und zur Berufung Birnbaums auf ein Extraordinariat im Jahr 1868 legt nahe, dass Weltziens Antrag die Polytechnische Schule dem schon einige Zeit verfolgten Ziel des Habilitationsrechts mindestens ein Stück näherbrachte.

Im Frühjahr 1868 ließ sich Weltzien wegen gesundheitlicher Beschwerden von seinen Verpflichtungen entbinden. Die Leitung des Laboratoriums übernahm sein Schüler Birnbaum, auf dem Lehrstuhl folgte ihm Lothar Meyer.

Weltzien starb am 14. November 1870. Er wurde auf dem Karlsruher Hauptfriedhof bestattet, wo sich sein Grab noch immer befindet.

Der Nachlass von Karl Weltzien wird im KIT-Archiv verwahrt und ist in ausführlichen Briefregesten, auch über das Archivportal D recherchierbar.

## Carlsruher Blickpunkte

# Holzbrücke in der Günther-Klotz-Anlage von Manfred Fellhauer

Mancher, der in der Günther-Klotz-Anlage bei der Seenlandschaft den Bootsanlegeplatz betritt mag sich schon gefragt haben, wo denn die alte hölzerne Brücke herkommt. Dass es sich um eine alte Albrücke handelt wird zu Recht vermutet, aber wo sie die Alb einst überspannte ist heute nur noch wenigen bekannt. Diese Brücke ist ein Stück Alt-Bulacher aber auch Karlsruher Geschichte. Errichtet wurde sie 1905 von dem Architekten Hermann Walder im Auftrag der Brauerei Moninger hinter der „Schäumenden Alb“, dem brauereieigenen traditionsreichen Bulacher Wirtshaus. Die Brückenkonstruktion bestand aus Holz, Stahl und Beton. Wichtige Holzbalken trugen die Dachkonstruktion der klar gegliederten, schlichten Fußgängerbrücke. Das Dach hatte eine Biberschwanzdoppeldeckung.

Hauptgrund für die Errichtung der Brücke war, den Menschen aus Karlsruhe den sonntäglichen Ausflug „auf's Land“ beziehungsweise „ins Grüne“ zu erleichtern, das heißt zu verkürzen. Dahinter stand sicher Eigennutz der Brauerei in Form erwarteter höherer Umsätze beziehungsweise eines höheren Bierausstoßes. Vorbild waren wohl Gegebenheiten in Grünwinkel. Dort nahmen die aus Karlsruhe kommenden Menschen die Brücke über die Alb bei der Militärschwimmschule, um den Weg zu den brauereieigenen Gasthäusern der Brauerei Sinner abzukürzen. Aber nicht nur wegen der guten Gastronomie war die „Schäumende Alb“ bekannt, sondern auch deshalb, weil sie im dortigen Albbereich ein öffentliches Bad unterhielt. Es war das billigste der damaligen Karlsruher Bäder. Selbst nach dem Ersten Weltkrieg brauchte man im Freibad „Zur Schäumenden

Alb“ nur 3 Pfennige zu bezahlen.

Als 1973 in Karlsruhe-Bulach im Rahmen der Trassierung der Südtangente die Alb verlegt und das Gasthaus „Zur Schäumenden Alb“ abgerissen wurden, verlor die Holzbrücke ihren Sinn. Als „technisches Baudenkmal einer Art, wie man es im Nahbereich von Karlsruhe nicht ein zweites Mal findet“, beurteilte das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg damals die einzige überdachte Holzbrücke in Karlsruhe. In Süddeutschland und der Schweiz sind sie noch in wenigen Exemplaren anzutreffen. Die bekannteste Brücke dieser Art wirkt als Wahrzeichen ihrer Stadt für Luzern. Die Karlsruhe nächstgelegene ist die Holzbrücke über die Murg in Forbach.

Nachdem die Brücke funktionslos geworden war verfiel sie allmählich, mutwillige Zerstörung des Daches und ratenweise Demontage der Brüstungsverdachung und des ohnehin schon verrotteten Gehbelages durch Unbekannte machten sie abbruchreif. Nach den Vorstellungen von Heinz Jakubeit und seinen Mitarbeitern, die mit der Planung des neuen Albrüns beauftragt waren, sollte die Brücke jedoch nicht unter den Ketten der Planieraupen begraben werden.

Zwei Gründe haben der Stadt Karlsruhe den Entschluss, die Brücke versetzen zu lassen, erheblich erleichtert: Die Zusage des Landesdenkmalamtes, die Bemühungen um die Erhaltung der Brückenkonstruktion finanziell zu unterstützen und das Angebot von Professor Fritz Wenzel, Leiter des Instituts für Tragekonstruktion am heu-



Foto: Stadtarchiv

tigen KIT, die Versetzung der Brücke als praktisches Lehrstück für Studenten zu übernehmen. Unter der Leitung von Assistent Jürgen Vogeley und des Zimmermanns und des damaligen Architekturstudenten OMI Riesterer wurde die Brücke abgebaut und auf dem Werkhof des Gartenbauamtes zwischengelagert. Die Seminargruppe des Instituts analysierte den Bestand und fertigte für die marode Brücke neue Konstruktionspläne. Nach dem Ausbessern der alten und Zurichten der neuen Hölzer entstand die alte Brücke 1976 neu an ihrem heutigen Standort inmitten der von Professor Robert Mürb initiierten Seenlandschaft der neu entstehenden Günther-Klotz-Anlage. Die beiden Hahnenköpfe am First des Brückendachs wurden von Barbara Jäger nach historischer Vorlage als ihr erstes „Kunst am Bau Werk“ in Karlsruhe entworfen und von OMI Riesterer aus Bohlen gefällter Eichen, die der Südtangente weichen mussten, geschnitten. Von den Besuchern der Günther-Klotz-Anlage wird die alte Holzbrücke gerne angenommen und stellt auch innerhalb der Anlage eine Orientierungshilfe dar.

Herausgeber/Redaktion: Dr. Manfred Koch  
Herstellung: Badendruck  
„Blick in die Geschichte“ online ab Nr. 61/2003  
unter: [www.karlsruhe.de/b1/stadtgeschichte/blick\\_geschichte/ausgaben.de](http://www.karlsruhe.de/b1/stadtgeschichte/blick_geschichte/ausgaben.de)